

Kurz, der gute, stets hilfsbereite Geist des Haus-
es sein.

Ein unruhig-tätiges aber auch ein reiches und
interessantes Leben, das sie, die ganz darin auf-
geht, mehr und mehr verwachsen läßt mit dem
ganzen Hause. Denn erfahrungsgemäß sind
Portierstellen meist Dauerstellen. Die Beza-
lung ist eine angemessene.

Aus Großmutter's Kochbuch

Wer kennt sie noch von unserem jungen
Geschlecht, das in Kontoren und Verhältnissen zu
den Sportplätzen und in den Werksstätten zu
Hause ist, das Weltmeisterin, Schönheitskönig-
in stellt — jene „gute, alte Zeit“, an die ich
denke? Wir sind überlegen lachend und be-
reit aufstehend immer geneigt, ein Fragezei-
chen hinter diese „gute Zeit“ zu setzen. „Darf-
st mich nicht mehr nicht kennen, hoher Stern
der Herrlichkeit!“ — das Bild der demütig
schweigenden, hastenden Hausfrau, der verbit-
terten alten Jungfer, des staubwischenen jun-
gen Mädchens steht vor uns, — „mutter lacerat“
— nicht nur in der Gemüts-, sondern über-
haupt (nur leider nicht in den Kränzen und be-
trauerten Schleiern!) Die Enge und Leere, die
Unterdrückung und Gebundenheit dieser alten
Zeit steht wie ein Schreckgespenst vor uns, und
wir möchten nichts von ihr wieder aufleben
lassen.

Aber dennoch — da ist etwas — da kommt
eine Erinnerung an Mutter — an Mutter's
Erzählungen — da liegt ein alter Brief von
Großmutter in meiner Hand — und es dringt
ein feiner Strahl aus der Trübe, in der wir
diese alte, traurige, lächerliche, überwundene
Zeit ein für alle mal eingekerkert haben. Irgend
ein Schimmer ist da, etwas, das uns sicheren
klaren, vorurteilslosen Menschen still und gut
umflängt, etwas, das man so eigentlich noch
gar nicht kennen gelernt hat in seinem Ver-
leben, oder das man, wenn man es einmal tra-
berleite gesehen hat, als unpraktisch und
eben veraltet. Was ist es eigentlich, das da
leise Einlaß begehrt in unsere tätige und auf-
geklärte „erwachsene Welt“?

Ich kramte in alten Erinnerungen und fand
auf vergilbtem Papier mit bräunlichem Rand
Großmutter's Kochbuch. Es war von vielen
schönen, halbverfallenen Dingen darin zu le-
sen. „Kindfleisch zum Butterbrot gepökelt“,
„Schlagobene mit Arrak, eine angenehme
Speise“, „Sandstörche mit spiritus aus
der Apotheke“, „Simmelspeise, ein hübsches
Gericht“, — aber außer all diesen guten Sa-
chen stand noch ein Wortwort in Großmutter's
Kochbuch.

Und plötzlich mußte ich: „Sieh, da ist es ja,
in Kochbuch nicht und präprie in seine
einzelnen Bestandteile zerlegt, dieses geheim-
nisvolle Etwas aus jener alten Zeit, das wir
heute kaum noch kennen, dieses „Gewürz der
Seligen“, das auch unser Leben noch würzen
könnte mit einem milden, süßen, unausschö-
nigen Duft.

Es klingt ja natürlich altmodisch, aber wir
wollen hören:

Vorwort zum Kochbuch.

Häusliches Glück.

5 Roth Ernst, 10 Roth Geduld, 20 Roth Sanft-
mut, 105 Roth Demut wohl durcheinander ge-
stoßen, im Mörser des Glaubens mit dem
Stempel der Stärke, ¼ Hoffnung dazu, schütte
es in die Pfanne der Gerechtigkeit und laß es
beim Feuer der christlichen Liebe garkochen:
alsdann bewahre es wohl, damit nicht der
Schimmel der Eitelkeit sich ansetzt. Nimm da-
von abends und morgens und sei gewiß, der
Segen wird nicht ausbleiben.

Sanftmut, Geduld und so sehr viel Roth
Demut! Haben wir sie nicht eigentlich immer
etwas für Minustugenden? gehalten in unserm
Zeitalter der Ellbogenfreiheit? Aber ich
glaube ja, es läßt anders, es läßt besser aus
in unsern Ehen und Kinderstuben, in unsern
Häusern und Berufsstätten, wenn wir ihnen
wieder mehr Platz einräumen in unserem Le-
ben. Sind sie nicht der beste Sauerteig für das
von uns Frauen täglich neu zu bereinende
Gericht „Häusliches Glück“? Wenn unser neu-
erworbenes Pfund: Sachlichkeit und Tüchtig-
keit damit durchläuft wird, und die
Mäßigkeit täglich gewürzt wird mit dem
„Aufbauwerk“ Wahrhaftigkeit, und wir das Lie-
besfeuer mit Tapferkeit und Ausdauer nähren,
dann — wird der Segen nicht ausbleiben?

Nachdenklich schloß mir Großmutter's Koch-
buch zu. Das Licht, das von den Frauen jener
alten Zeit zu uns dringt, dessen Flamme bei
uns nicht mehr die rechte Nahrung findet, das
nur abgebrochen unter uns aufblüht, es heißt
mit seinen zusammengefaßten Strahlen: selbst-
lose Liebe. Es liegt in den Händen von uns

allen und bedeutet — auch das große — aber
meistens: das kleine, tägliche, unaufhörliche
Opf.

Martha Samann.

Wirtschaftliches Heizen

Zimmertemperatur und Lüftung.

Die richtigen Zimmertemperaturen sind: für
Böhräume 17 bis 19 Grad C., für Kinder-
zimmer 1 Grad mehr, im Schlafzimmer ge-
nügend 14 bis 16 Grad, jedoch müssen kranke
Menschen es wärmer haben. Arbeitsräume und
Berkstätten brauchen je nach der Art der Be-
schäftigung 10 bis 17 Grad C. Gelüftet muß
werden, jedoch so, daß keine Wärme unnötig
entweicht. Eine halbe Stunde am Morgen,
zwanzig Minuten am Nachmittag genügen in
der Frostperiode.

Sachgemäße Behandlung der Brennstoffe.

Holz und Torf soll man in Faustgröße, Koh-
len in Eiergröße, Koks und Briquets entspre-
chend zerkleinert verfeuern. Die Roste müssen
gut belegt werden, das tägliche Feueranmachen
kann man sich bei Kachelöfen ersparen, wenn
man beim Schließen des Ofens die Glut mit
Wasser bedeckt, wodurch sie sich bis zum anderen
Morgen erhält. Wie sollte während des Bran-
des von oben in der Glut geschloßert oder ge-
schürt werden. Beim Nachlegen darf die Klein-
kohle die Glut nicht überdecken wegen Explo-
sionsgefahr, sie muß in Streifen darauf gelegt
werden. Amerikanische Dauerbrandöfen müssen
stets ganz aufgefüllt sein, um gut zu brennen.
Eiserne Öfen verlangen eine Schutthöhe von
einem bis zwei Dritteln des Hohlraumes. Neu-
zeitliche Kachelöfen haben im Rauchrohr eine
Tropfenklappe zur Regulierung der Zugstärke.
Man prüft diese mit Hilfe einer brennenden
Kerze: vor der offenen Feueröffnung gehalten
muß die Flamme nach deren Richtung abgelenkt
werden; löst sie aus, so ist der Zug zu stark,
bleibt sie unbeeindruckt, ist er zu schwach.

Ofenbehandlung.

Regelmäßiges Entfernen der Asche und Säu-
berung des Rostes vor dem Anheizen ist uner-
lässlich. Zum Feueranmachen nehmen Sparame-
Hausfrauen an Stelle von zerklüftem Holz,
Kohlenanzündern und Glutresten auch leere
Streichholzschachteln, getrocknete Kartoffel-
oder Apfelsinenhälften, Flaschenkorke, die für
diesen Zweck aufgehoben wurden.

Eiserne Öfen.

man richtig aufstellen lassen. Falsch ist ein
hoher Sockel, desgleichen ein Ofenschirm, der
die Strahlungswärme abfängt; ebenso ein zu
langes Ofenrohr, in dem sich die Rauchgase zu
sehr abkühlen, das auch mühselig zu reinigen
ist. Undichte Stellen an den Türen, am Eisen-
mantel und an der Schamotteausführung, zer-
brochene Kacheln, beschädigte Reguliergriffe,
zerbrochene Schaugläser müssen rechtzeitig in-
stand gesetzt werden; wenn dies veräumt wor-
de, hole man es schleunigst nach, ehe die eigen-
tliche Frostperiode beginnt.

M. Salander.



„Fräulein, bitte bestellen Sie Herrn M...“

Der neu eingerichtete Fernsprech-Kunden-
dienst im Berliner Fernamt.

Eine neue Einrichtung der Reichspost ist
der Fernsprech-Kundendienst, der die Auf-
gabe hat, bei Abwesenheit der verlangten
Teilnehmer für sie bestimmte Meldungen
entgegenzunehmen oder auch in ihrem Auf-
trag Mitteilungen weiterzugeben.

Herbst

Die Welt ist so wundervoll
Im heitren Verblüh.
Die kleinen Gärten sind toll
Mit Sprühen und Glüh.

Jeder Tag ist ein Abschiedsfeiertag,
Wo die Sorgen verfliegen,
Wo sich frei einmal sagen läßt,
Was sonst verschwiegen.

Alle Schalen voll Duftgemisch:
Neseln und Rosen!
Das Leben so jugendfrisch
Trotz der Herbstzeitlosen!
Sternnächte, klar wie nie.
Und Zugvögelscharen,
Der Wind ist voll Melodie,
Voll Jagdsanfaren.

Frida Schana.

Richtiges Waschen feiner Sachen

Es ist unerlässlich, vor dem ersten Waschen
farbige Seidenblusen, Seidenschürzen und ähn-
lichem, deren Farbendechtheit zu überprüfen.
Dies geschieht am besten durch Waschen einer
perfekten Gaze, oder besser einer Stoffprobe,
in reinem lauwarmen Wasser.

Hat sich die Farbendechtheit eines solchen Stof-
fes erwiesen — sonst muß er nämlich unbedingt
nach der chemischen Reinigung — so wird er
zu Hause behandelt. Einer der größten Feh-
ler liegt meist darin, daß man zu wenig Wasch-
wasser nimmt. Auch ein kleines Gefäß, in dem
die Waschstücke keinen Raum haben, ist zu
vermeiden. Auf diese Weise drückt sich gelock-
erte Farbe auf einen darauf gepreßten Stoff-
fleck ab. Handelt es sich um Kunstseide, so ist
möglichst laues Wasser zu verwenden. Das
Wasser, in dem man Kunstseide nachher spült,
muß die gleiche Temperatur haben wie das
Waschwasser. Gleiche Zugabe sind zu ver-
meiden. Wilder Seifenschaum genügt zur Rei-
nigung vollkommen. Man spült solange, bis
das Wasser völlig klar bleibt. Hierbei werden
oftmals Unterlassungsünden begangen. Das
richtige Trocknen erfolgt auf die Weise, indem
man den Stoff vorsichtig ausdrückt, nicht aber
etwas auswringt, um ihn dann vorsichtig auf
ein Tuch zu breiten. Er wird dann in ein Tuch
gewickelt, und auf diese Weise gelangt noch ein
großer Teil der Feuchtigkeit in das Tuch. Seide
und Kunstseide wird stets von links mit nicht
zu heißem Eisen geplättet. Während des
Trocknens, das dem Plätten vorangeht, nicht
aber bis zur vollständigen Trockenheit zu er-
folgen braucht —, wird der betreffende Gegen-
stand noch einige Mal in seine Form gezogen,
was das Plättchen nachher sehr erleichtert. Kunst-
seide darf niemals in der Nähe des Ofens oder
an der Sonne trocknen.

Das Daheim beginnt seinen 68. Jahrgang.
Es ist in der letzten Zeit seines Bestehens sich
selbst immer treu geblieben: ein naher Freund
des Volkes, ein aufrechter Kämpfer für das
Deutschtum im Reich und außerhalb der Gren-
zen, ein froher und allezeit hilfsbereiter Son-
tagsgast der guten Familie. Dabei hat sich die
Zeitschrift jung erhalten, ist immer aufs neue
anregend, vielseitig unterhaltend, frisch,
sehr lebend und farbenfroh. In der ersten Nummer
des neuen Jahrgangs beginnt der spannende
abenteuerliche Zeitroman „Minister in Torri“
von Hans Winand. Der Verfasser plaudert
in einem selbständigen illustrierten Au- — über
das Oster des Gardasees, den Schauplatz
seines Romans. Dazu gibt es die abgeschlossene
Novelle „Der Sturmbukaten“ von Ruth Köhler-
Torgang. Major O. Lehmann berichtet über
die erfolgreichen ersten Versuche mit dem neuen
„Nur-Flügel-Flugzeug“. Luise Diehl erzählt
von der großzügigen „Mischpropaganda in Ame-
rika“. Vor den farbenprächtigen Wiedergaben
von Gemälden rheinischer Maler aus der Mitte
des vorigen Jahrhunderts läßt Fr. M. Mintelen
„Die deutsche Familie der guten alten Zeit“
wieder aufleben. Wie man im Rundfunk Kom-
mentaristik spielt, erklärt Karla Höcher. Weitere
und erste Jugenderinnerungen an das Daheim
schrieb Franz Dangheirich. Dr. A. Dix gibt
im Hinblick auf die englische Finanzkrise einen
sehr interessanten Überblick über die wech-
selvolle Geschichte der Bank von England. Des
Frauendame erteilt modische und hauswirt-
schaftliche Ratsebene. Der Rätselfreund findet
Preisrätsel und neue Denksportaufgaben, der
Kunstliebhaber eine wertvolle ganzseitige Kunst-
beilage. Viele Abbildungen im Text, die Wo-
chenchau, Neuigkeiten vom Bücherfisch und der
umfangreiche Daheimkatalog mit Stellenmach-
weis vollenden den vielseitigen Inhalt des
schönen Heftes.

Verantwortlich: H. Semmelmann, Altena.

Druck und Verlag: P. A. Sany, Altena.

Frauen-Zeitung

Beilage zum Altenaer Kreisblatt zugleich Neuenrader Zeitung

Nr. 38

Altena, den 6. Oktober

1931

Das Wesen der Frauenbewegung

In den neunziger Jahren des vergangenen
Jahrhunderts stellte man sich eine jede für die
Frauenbewegung eintretende Frau als eine
Wesen vor, das in der Maske einer Sufrate-
lette einherkamel.

Seit langem wird von der Frauenbewegung
überhaupt nicht mehr gesprochen. Die Forde-
rungen der damaligen Kämpferinnen sind
heute nicht nur restlos erfüllt, sondern weit
überhört. Heber Veraltete, durch den
Zug der Zeit überholt, spricht man nicht
gerne. Es ist erledigt.

Um so mehr fällt unter der Fülle der litera-
rischen Neuerscheinungen ein kleines Büchlein
in die Augen, das sich „Zur Psychopathologie
der Frauenbewegung“ nennt und Dr. Anton
Schüchert zum Verfasser hat. In dieser klei-
nen Schrift wird der Versuch unternommen,
das Wesen der Frauenbewegung von der Wur-
zel her aufzudecken. Der Verfasser ist Arzt
und jedenfalls ein gewaltiger Gegner der
Frauenbewegung, denn seine Ausführungen
gipfeln in der Darlegung, daß diese weder
durch wirtschaftliche Verhältnisse, noch durch
den Frauenüberschuß oder infolge früherer Un-
terdrückung zustande kam, sondern von ab-
wegig seelischen Anfängen und psychopathi-
schen Wurzeln her ihren Ausgang nahm.

Die Charakterformen der ersten Vertreterinnen
waren angeblich krankhaft, denn die Frauen,
die zuerst für die Emanzipation eintraten, die
die ersten diesbezüglichen Reden hielten, Was-
chenverammlungen einberiefen, kurz als Vor-
kämpferinnen dieser Bewegung tätig waren,
gehörten zwei Typen an: der männlich-athle-
tischen und der infantilen Frau. Daher hat
die Frauenbewegung keinen Anspruch dar-
auf, als Kulturbewegung bezeichnet zu wer-
den. Sie ist nichts auf, sondern etwas ab-
bauendes, weil sie dem Verfall des Familien-
lebens Vorschub leistet, und weil der alte
häusliche Kulturkreis größere Werte aufwie-
ge, als alle durch Berufsarbeit der Frau zustan-
degekommenen Fortschritte.

Soweit der Verfasser! Daß er einen typisch
männlichen Standpunkt einnimmt, wird keine
Leserin leugnen. Wir sind gerne bereit, an-
zuerkennen, daß die anfangs so lächerlich ge-
machte Frauenbewegung, vom heutigen Stand-
punkt aus betrachtet, oftmals über die Stränge schlug, und sich hauptsächlich
an jene Frauen wandte, die unehelich ge-
zeugt und vom Leben und Erleben ausgeschlossen,
dieser Bewegung willig Herz und Ohr liehen.
Die heutige aus dieser Bewegung und ihren
Anhängen hervorgegangene Frauenorganisa-
tion ist nichts weniger als lächerlich, sie ist
auch durchaus nicht vom Leben zurückge-
fallen. Denn sie gibt sich nicht als seelischer Unbe-
friedigung, auch nicht aus Trotz gegen das Un-
verständnis der Umwelt, sondern lediglich
aus klarer und nüchterner Einstellung zum
Leben, das Arbeit und Geldverdienens in den
Mittelpunkt des menschlichen Daseins rückte,
dem Verfall hin. Hierin ist durchaus nichts
Psychopathisches, oder gar eine Seelenver-
wundung zu finden. Eine der ersten und wich-
tigen Bestimmungen der Reichsverfassung
enthält ja den Satz, daß jeder Staatsbürger
eine Unterdrückung des Geschlechts das Recht auf
Leben habe. Durch diese einfache Formel wird
sipp und klar zum Ausdruck gebracht, daß
im dem Verfall nachgehende Frau etwas ganz
Selbstverständliches tut.

Als die Frauenbewegung im Entstehen be-
griffen war, schlug sie über die Stränge, sie
übertrieb wohl auch, versprach Dutz, die da-
mals als Utopie gelten mußten. Dies ist rich-
tig. Aber jede neue Bewegung, sei sie kulta-
reller, sei sie politischer, sei sie nur gesund-
heitsreformatorischer Art, tut das Gleiche. Man

kann nur auf die Massen wirken, die große
Menge nur so für eine neue Idee gewinnen,
indem man in Superlativen spricht, das fast
Unmögliche als Selbstverständlichkeit hinstellt
und noch in gewagter Weise übertriebt. Der
Unterschied zwischen Theorie und Praxis ist in
diesem Falle besonders groß.

Auch in Bezug auf die Frauenbewegung näm-
lich muß zwischen Theorie und Praxis strenge
unterschieden werden. Solange sie eine theo-
retische Angelegenheit war, der sogar die
Mehrzahl der Frauen ablehnend gegenüber-
stand, war viel von ihr die Rede. Seitdem sie
Allgemeinut wurde, ist sie sozusagen aus dem
deutschen Sprachschatz verschwunden und das
Wort Emanzipation konnte viel von seinem
lächerlich-überlegenen Unterton verlieren.
Heute haftet der Frauenbewegung schon aus
dem Grunde nichts Seelisch-Krankhaftes an,
weil sie von einem starken, gesunden und le-
bensstichtigen Frauengeschlecht nicht als be-
wusstes Betreten von Neuland und auch nicht
mehr als Wagnis, sondern als Lebenserfordernis
geübt wird. Und was aus solcher Wur-
zel kommt, ist fest und gesund.

Die deutsche Studentin hilft sich selbst

Die jungen Studierenden haben es heute
schwer, Kunst und Wissenschaft bieten ihnen
Aussicht auf Erfolg und außerdem — wer soll
die Kosten für das Studium bezahlen?

„Unsere Eltern können es in den wenigsten
Fällen“, sagt mir die kleine Studentin der
Kunstgeschichte nachdenklich, als wir in der
Röhre der Eisenbahn für Studenten in der
Nähe der Universität, zusammenstiegen, also da
heißt es natürlich: Studentin, hilf dir selbst!
Kraft alle meine Kommilitoninnen verdienen ich
ihre Studium teilweise oder ganz allein durch
irgendwelche Nebenarbeit.“

„Und Sie selbst?“ fragte ich neugierig.
„Ja“, eine kleine verlegene Pause. „Ich
schneidere bloß für meine Bekannten ein biß-
chen, mal eine Bluse, mal ein Kleid; ich habe
nämlich nähen gelernt. Und es macht mir so-
gar Spaß, nach der wissenschaftlichen Arbeit
etwas Handwerkliches zu tun, es entspannt
Nerven und Geist, und wenn man durchaus
will, kann man dabei das Gelernte memo-
rieren. Aber nicht alle haben es so leicht
wie ich.“

„Leicht, wie? Es ist doch schwer genug,
wenn ein junges Mädchen, mit ernsthaften
Studien beschäftigt, seine Gedanken noch auf
das Möglichen dieser Studien konzentrie-
ren muß.“

„Ach, haben Sie aber eine Ahnung!“ ruft da
die kleine Studentin geringschuldig über meine
Unkenntnis aus, „wie schwer haben es denn
die anderen? Sehen Sie mal die Wunde da
drüben, die Hüfte, die ist festsitzend. Im-
mer für mehrere Tage setzte sie mit ihren Dok-
torarbeiten aus, um sich als Kopfmartin in den
Klimatellers ihr Geld zu verdienen. Und wie
das anstrengend ist, das Warten in den heißen
Räumen, das grelle Jupiterlicht und die Augen-
schmerzen hinterher!“

Erzählen Sie doch bitte noch etwas von den
Nebenberufen Ihrer Kolleginnen“, bitte ich sie,
als sie schweigt.

„Gerne, eigentlich könnte man Bände dar-
über schreiben, wie die wirtschaftliche Not die
Menschen erfindend und für den Daseins-
kampf stark macht. Viele Mädels, robuste und
harte, leisten das Doppelte an Arbeit, was sie
ihrem Alter entsprechend zu leisten hätten. Von
sorgloser Jugend kann da gar keine Rede sein.
Manche erleichtern sich ihr Los dadurch, daß sie

auf das „Große Glück“ hoffen, das ihnen das
Zufall bringen kann. So glaubt die Jüngerin
italien, obwohl sie ernsthaft Philosophie stu-
diert, an den Tag, an dem sie entbietet und zum
Star gemacht wird. Viele bekommen die Sache
plötzlich satt. Eine Freundin von mir, die in
den Ferien Fabrikarbeiterin war, hatte nach-
her was mit der Dummheit. Was uns fehlt, ist das
Ausruben können, wie geübt jagen wir von
einer Arbeit in die andere, nur um dem küm-
merlichen Existenz willen, ein rechter Wider-
sinn.“

„Gibt es denn keinen Nebenberuf, der
etwas Erholung bietet?“ frage ich.
„O ja, die Sportstudentinnen haben dazu be-
sonders Gelegenheit. Eine Sportlerin von der
Hochschule für Leibesübungen ging zu Bekann-
ten aufs Land und gab den Kindern Gymnasti-
kstunden, eine andere erteilte im Sommer
Schwimmunterricht und im Winter Skikurse
im Gebirge und verdiente recht gut damit. Es
ist eben auch viel Glückssache.“

„Es scheint mir, als ob ihr jungen Mädchen
einfach alles könnt!“ sage ich bewundernd.
„So weit haben wir es ja noch nicht ge-
bracht“, erwiderte sie lachend, „aber sehen Sie
sich einmal die Zettel an, die vorne in der Uni-
versität am schwarzen Brett angeschlagen sind.
Was da alles gefordert wird: Kinder mädchen,
Dienstmädchen, Gesellschaftsfräulein, Stenoty-
pistinnen, Abnehmerinnen für Schreibmaschi-
nenarbeiten, Reisende für Staubsauger, Plak-
anwerberinnen für Kinos, „Güßwunderchen“ ge-
nannt — und die meisten sind froh, wenn sie
überhaupt eine Arbeit finden. Das geht über-
sich schon seit dem Kriege so, jetzt natürlich in
verärkelter Maße. Wir erzählen neulich eine
Dame entsetzt, daß unter den Hoffjungen sich
Berufstudenten befinden, die jeden Sonntag
vormittag Bach singen und spielen. Warum
ich darüber entsetzt? Wir sind Kinder un-
serer Zeit, und da uns niemand hilft, müssen
wir uns eben selbst helfen.“

Eva Bernhardt.

Ich stelle meinen Haushalt um

Welche Hausfrau kennt nicht diese notwen-
dige Zeitforderung, die bei den meisten ersten
tiefen Seufzer hervorruft? Aber tröste sie
sich, es geht uns allen so. Und gibt es nicht
auch wichtigeren Sorgen als Haushalt und täg-
licher Kleinrat. Wichtiger schon, leben wir
ein, denken aber doch daran, wie gerade die-
ses tägliche Sich-wenden-und-drehen-müssen
zermürbend und ermüdend ist und oft kaum
aufatmen läßt. Doch es hilft nichts, der Er-
kenntnis der notwendigen Umstellung muß
die Tat folgen. Wir müssen uns, trotzdem wir
vielleicht an ständige Hilfe gewohnt waren,
mit einer Stundenfrau begnügen oder, wenn
auch das zum unerschwinglichen Luxus „gehört“,
unsere Hausarbeit allein machen.

Zuerst ist es wohl ein Chaos, dem wir ge-
genüber stehen. Man weiß nicht, wo man zu-
erst anfangen soll, aber allmählich lernen wir
erkennen, daß wir nicht nur die Hilfskräfte
herabziehen, sondern vor allen Dingen den
Umfang der Arbeit verringern müssen, und
daß alles im Hause so praktisch und einfach,
so wenig zeitraubend wie nur möglich einzu-
leiten und eingerichtet werden muß.

Wir machen uns einen Arbeitsplan. Wir
kennen ja jede praktische Arbeit, wir wissen,
wieviel Zeit und Anstrengung sie beansprucht,
und verteilen alle Anforderungen, die das
Hauswesen an uns stellt, gleichmäßig auf 6
Wochentage, damit auch für uns, auf denen
leicht alles ruht, noch ein tägliches Stündchen
für Eigenleben und Familie übrigbleibt.

Dann betrachten wir unsere tägliche Arbeit
und überlegen, wie sie zu vereinfachen ist.
Zunächst wird manches aus den Zimmern ver-
schwinden müssen, was leicht entbehrlich ist

Schillerfalter Skizze von Frida Schanz

Als Roderich Gundrat seine Nennbase Gisela zum erstenmal richtig kennen lernte, verspürte er eine angenehme Enttäuschung. Daß sie so besonders war, so strahlend lebendig, hatte seine Mutter ihm nicht gesagt. Das ist ja ein Prachtmädel, dachte er. Aus lauter praktischen Rücksichten hatte seine gute Mutter ihn immer wieder gedrängt, die Freunde am anderen Ende des Thüringer Waldes einmal aufzusuchen, sich die erwachsene Tochter einmal „anzusehen“, vielleicht eine Verbindung herbei zu führen. Nicht nur zwischen ihm und ihr. Die beiden Frauen hatten zu Lebzeiten der Besitzer, der beiden Kommerzienräte, Hand in Hand gearbeitet. Zwischen den Vätern, den einstigen Vorgesetzten und besten Freundinnen, war dann, wohl durch Schuld der beiderseitigen Geschäftsführer, eine Spannung eingetreten. Die Gedanken von Roderichs Mutter hatten weite Sicht. Sie wünschte und plante, seit sie einmal eine lange Zugstrecke mit der herangewachsenen Gisela gefahren war, mehr als sie laut sagte. Jedenfalls sollte Roderich einen geschäftlichen Vorwand benutzen und zwischen den beiden ein so eng befreundeten Häusern eine Brücke schlagen. Vorichtig, mit garten, souveränen Farben, malte sie ihm dabei Giselas Bild: blond, ruhig-schön, sehr wohlherzogen. Aus der Kinderzeit her hatte Roderich so eine brave stille Gisela auch selbst noch im Gedächtnis.

Welche Überraschung, als die Nennbase kurz vor dem Abendessen, zu dem er nach befriedigenden geschäftlichen Abschlüssen sehr warm und herzlich eingeladen worden war, heiß von einer Tennispartie ins Zimmer trat.

Einen Augenblick sah sie drein, als hätte sie sich vor dem fremden Gast lieber geordneter, lieber im regierten Abendkleid, mausglatt frisiert, sehen lassen als so im kurzen Sportkleid, mit vom Winde lockig gekämmtem Haar. Aber Roderichs erster Blick mußte ihr sagen, daß sie ihm gerade so gefiel.

Sie fing den Blick auf, und es war in einem Augenblick hin und her ein seltsames Zünden. Mit viel Wecken und Lachen wurde die alte Kinderfreundschaft wieder aufgenommen.

Während und nachher, oft in einem zündenden Einandersprechen gemeinsam hell auf lachend, drachten die beiden jungen Menschen, der Abend zu. Aus beiden wachte Raune und Lebenslust, schimmernde, sprühende Feuerwerkspiele.

Gisela ließ sich erzählen und erzählte. Ein Rosenanwuchs, Sonne und zehn Ruchlein, hatte sie am Morgen vor den Wäldern geteilt. In einem unbenutzten Briefkasten an einer Mauer für den kleinen Parks mußte sie ein Meisen-nest. Sprudelnd voll Begeisterung und Glück wußte sie das zu berichten. „Man muß sie nicht nur erzählen hören, man muß sie erzählen sehen“, dachte Roderich. Sein Herz schlug froh, sommerwarm. Aus dem Heute freute er sich schon still auf morgen. Nur kurzer Verständnis-

gung mit ihrer Mutter hatte Gisela ihn zu einer Wagenfahrt durch den schönsten Teil des Thüringerwaldes eingeladen. Ein kleiner neu-gekaufter Kraftwagen sollte vom alten Chauffeur zum ersten Male eingefahren werden. — Auch Gisela freute sich auf diese Fahrt. Aber nicht mehr unbefangenen. Als die Lichter im Hause verlöscht waren, fand sie auf einmal, sie freute sich zu stark und sehr. Nie im Leben hatte sie alle Lichter ihres Herzens so reich für einen Menschen angebracht. Ein wiederholtes eigenartiges Anlächeln ihrer Mutter fiel ihr ein. Sah die in ihrem fröhlichen Zusammenfinden mit Roderich mehr, als sie selbst darin gesehen? Und glaubte die Mutter die Wünsche der Tochter mit den ihren eins? Glühend heiß überdachte es Gisela. Eine Hemmung, eine feine schauernde Durchdringung, war auf einmal in ihr.

Die lag, als Gisela am sehr frühen anderen Morgen im roten Fahrmantel und runder Reifekappe aus dem Haus vor den Wagen trat, deutlich lesbar in den Augen des Mädchens über dem schmalen Gesicht.

Roderich fühlte mehr als Begeisterung in sich. Bei seinem frühen Frühstück im kleinen Gasthof hatte er mit jedem Gedanken an dieses reizvolle Wäldchen geschaut.

Wo war in dieser Morgenfrühe aber der bewunderte Reiz? Fein und vornehm genug sah sie aus, aber doch sprach aus ihrem Wesen und Aussehen heute früh kein Haus zu seinem Herzen. So seltsam schön meinte er sie gestern abend gesehen zu haben. Nun war's, als sei etwas Unbestimmtes, Zauberkraftes weggestrichen, ausgelöscht. Sein erster Blick auf sie, sein erstes Wahrnehmen der Veränderung war hauchloser Schmerz, Enttäuschung. Wie raube Morgenkühle, für Gisela merklich spürbar. Noch strenger zog sie sich in sich selbst zurück. Völlig wurden ihr Worte, immer seltsamer verändert, immer farbloser erschien ihr Wesen dem sich aus seinem ersten schönen Herzensraum reißenden Mann.

Sich immer mehr entfremdend fuhren die beiden jungen Menschen durch den Wald. Wohl wollten die beiden mit Bewußtsein den Heimat-raune und Stimmung waren wie in tausend unsichtbare Schlingen verfangen. Unsicher, fast vorsichtig, brauchte Roderich das gestern noch so fröhliche Du. Aus Giselas Reden und Antworten war es ganz geistlich. Kühl, ernst, gehalten, mit leisen Empfindlichkeiten gemischt, ging das Gespräch hin und her.

Da verlangsamte an einer feuchten Senkung der uralten Waldlandschaft der Chauffeur auf einmal die Fahrt. „Da gibt's was zu sehen. Das müssen ihrer ein paar tausend sein!“

„Was denn?“ forschte Gisela, lebhaft vom Sitz in die Höhe schnellend.

„Nu — doch Schmetterlinge!“

Einen hellen Ruf, fast einen Schrei der Freude, stieß Gisela aus. „Simmel — ja! Schillerfalter! Diese Masse! Das ist doch zu entzückend! Kommen Sie, Roderich, wir steigen aus!“ Sie taten's. Was sich ihren Blicken da barg, war reizend. Die Ränder der sonnenbeschienenen tiefen, nassen Wagenrinnen in der kleinen Bodenlenkung waren von leuchtenden, schwarzviolett-schmetterlings nicht bezieht. Ein einziges farbige dunkelbuntes Perl-mutter-schillernde blühte in der Sonne.

„Nein, nein! Ist das schön! Ist das schön!“ In glücklicher Aufregung sprudelte es Gisela heraus. „Schau doch, schau doch!“ — „Sie“ war augenblicklich, total vergessen. — „Dieses Gedrängel, dieses Gewusel von Schmetterlingen! Und so sanft, so leicht und leise. Keiner tut dem anderen weh.“ — Ungeheimt leuchtete sie in ihrer Schmetterlingsbegeisterung Roderich an.

Eine Wolke von Faltern stob jetzt auf. Das irisierende Schwarz der jetzigen Mäntelchen schillerte im hellsten Weißblau. Ein sich lockender löser Schwarm flatterte um Giselas Mantel wie um eine rote Blume.

„Sieh doch dieses Farbenspiel, dieses dunkel-goldene, grünliche Funkeln!“ —

Sie fuhren weiter. Wie auf Verabredung hatte sich auch der ganze Falterwarm nach dem Waldrande aufgemacht.

„Hastest Du Spaß daran?“ funkelte Gisela ihren Nachbar an.

„Lachte. „Großen Spaß! Noch größeren aber an Dir.“

„Wie?“

Er hielt ihre Hand in der seinen und sah sie ein Weilschen stillbeständig an. „Gisela“, sagte er dann. „Was war heute morgen eigentlich los mit Dir? Was hastest Du?“

Er fuhr fort. „Dieser Glanz gestern abend. Das war ja, als gehörten wir zusammen, von Stunde mehr wie ein Freundes-, wie ein Liebespaar!“

Sie nickte. „Ja, und so kann's gehen. So wie Du mich gestern abend sahst, bin ich kaum. Hinterher war ich mir deshalb gar nicht recht. Wie ich mich heute früh verhielt, das ist sehr viel mehr mein Wesen, matt — langweilig — still.“

Er hatte am liebsten aufgejauchzt. „Und dann wieder von so funkelnher Schönheit.“

Zu ernst aber meinte Gisela es mit ihrer Selbstkritik, dem ehrlichen Zergliedern ihres Wesens vor diesem frischen, natürlichen Menschen, der ihr so sehr gefiel. Was dabei herauskam, war für beide erprießlich. Roderich fing auch ihre andere Hand. Er warb nicht mit klaren Worten, machte keinen Antrag. Auch ohne das machte ihr beiderseitiges Schicksalsmoment sie eins.

Das erste Wort, das sie nach einem Ruf aus seinem frohen Mund hörte, war: „Mein Schillerfalter! Du mein geliebter Schillerfalter!“

Pelzbesätze

Sie sind das Urm und Auf der gegenwärtigen Mode, und das ist ein besonders schönes Beispiel der Frauenkleidung bilden, soll einmal eingehend über sie gesprochen werden.

Man sieht in diesem Winter Mantel, deren unterer Teil ganz aus Pelz besteht. In dreifach, ja in vierzig Zentimetern Breite werden Streifen aus Pelz angelegt. Besonders schön sieht es aus, wenn dieser Pelz nach oben zu in Bogen, Zacken oder Spitzen mündet. Mit diesen Pelzbändern, die in diesem, ebenso wie in bereits vergangenen Jahre auch gerne vom Kragen aus längsweits getragen werden, harmonisieren dann in der Regel noch Kragen und Stulpen. Ein derartiger Mantel wirkt ungemein reich und ansehnlich. Ist der Pelzbesatz aus reinem Fell, etwa aus Maulwurf, Astrachan oder aus Bism, so kann er vollkommen einen teuren Pelz ersetzen, hat sogar den Vorteil, das ganze Jahr hindurch getragen werden zu können.

Die neuartigen Abendjäckchen sind ebenfalls reich mit Pelz besetzt. Samt und Pelz ergeben bekanntlich eine der besten Wirkungen, die es überhaupt gibt. Denn es sind die beiden dem Frauengesicht am meisten schmeichelnden Materialien. Ein Samt, Velour, Brokat oder Crepe-Satin-Jäckchen, das einen herzerregenden Pelzbesatz und eine rundherum reichende Pelzeinfassung besitzt, ist ein sehr elegantes Kleidungsstück. Hier ist der Gegensatz zwischen leichtem und fliehendem Stoff und schwerem kostbaren Pelz besonders wichtig. Schüras auf Georgette, Fuchs auf Samt, imitiert (oder wer sich's leisten kann) echter Hermelin auf Velour-Elision sehen wunderbar aus. Ein sol-

Damen der römischen Gesellschaft werben für Italiens Landwirtschaft



Traubenerwerb.

Zur Zeit wird in ganz Italien die Weinlese festlich begangen. Diese weit mehr als in früheren Jahren gefeierten Erntefeste sollen in der Hauptstadt eine wirkliche Werbung für die italienische Landwirtschaft sein, deren Aufstieg zu Mussolinis Pro-

gramm besonders gehört. Damen der vornehmsten römischen Gesellschaft, gekleidet in die italienischen Nationaltrachten, boten in den Straßen die frischen Weintrauben zum Verkauf an.

ches Abendjäckchen ist zeitlos und seine Kostbarkeit kann niemals verschwinden.

Aber man versteht auch noch andere Kleidungsstücke mit Pelzbesatz. Das ist vor allem der sehr moderne Nachmittagsjakas aus schwerer Seide, der sich gut dazu eignet. Schwarze Seide wird gerne mit weißem Pelz oder Affenhaar besetzt, rot mit Persienertreffeln, grün mit der gleichen Pelzart, braun mit gleichfarbigen Fellstücken. Die Pelzanteile und der Schmuck des einzelnen haben bei diesen Zusammenstellungen vollen Spielraum. Auch für alte Pelzstücke bietet sich hier eine große Verwendungsmöglichkeit; selbst alte austarierte Pelzjacks ergeben noch einen wirkungsvollen Pelz für einen Wintermantel, der auf diese Weise viel kostbarer und eleganter wirkt als eine schlecht gewordene Pelzjacke.

Die Mode der Pelzbesätze färbte sogar auf die Hauskleidung ab. Morgenröcke mit Waben- und Schwanenbesatz, Pyjamas und Pantoffeln in der gleichen Verarbeitung, werden öfter und öfter gezeugt. Diese Mode erscheint unpraktisch, ist es aber nicht, da sich solche Pelzstreifen vor dem Waschen leicht entfernen und später mühelos wieder aufsetzen lassen. Weill ein Schwanenbesatz aber an und für sich sehr anspruchsvoll und dekorativ wirkt, kann auf diese Weise am sonstigen Material gespart werden und man kann dafür andere Seide oder Kunststoffe die weitaus billigeren Baumwolle oder Kretonnetstoffe verwenden.

Zündhütchen mit Straußenfeder

Betrachtungen eines Laien und Ehemannes.

Von G. W. Beyer.

Eins will ich gleich voraussetzen: Ich habe diese neue Mode der Zündhütchen nicht eingeführt. Ich bin völlig unschuldig daran, wenn unseren besseren Ehehälfte und denen, die es trotz aller Frauenemanzipation noch zu werden hoffen, auf der Straße und in öffentlichen Lokalen mancher belustigte, mancher milde, mancher finstere Blick folgt. Wenn nämlich nach mir gegangen wäre, hätten die alten Hüte vom vorigen Jahre auch einen zweiten Winter ihre Dienste getan.

Im großen und ganzen wird ja wohl die Mode von Männern gemacht. Die hohen auf dem Thron ihrer alten, durch die Urteilslosigkeit der Frauen stets neubestätigten Vorrechte wie die Bank von Frankreich auf ihren Goldschätzen. Beide Drangen wollen nichts herausschicken. Aber dieses Mal, glaube ich, ist die neue Mode nicht von Männern, sondern von Frauen selbst „lanziert“ worden.

Der Übergang vom Ultramodernen zum siebzig Jahre zurückliegenden kann nur im Gehirn einer Frau mit derartiger Geschwindigkeit beschloffen werden. Ein weibliches Wesen — so stelle ich mir die Entwicklungsgeographie dieser neuen alten Mode vor — hat vielleicht

in einem Familienalbum geblättert und dabei ein kokettes Bild der Groß- oder Urgroßmutter in Krinoline und Zügelhütchen gesehen. Dann kokettet waren sie gewiss, die Damen von damals, kokettet sicher als unsere Zeitgenossinnen. Unternehmungslustig blinzelten sie unter dem bis auf die Nase herabgerutschten Rand ihres winzigen Hütchens hervor, und die langen Samtbänder, die rückwärts zur Erde reichten, luden freundlich ein: Wandle an! Dazu waren sie ja auch da. Sonst hätte man sie damals nicht „folgte mir, Jüngling!“ genannt.

Na, diese kokette und unternehmungslustige Urgroßmutter hat es der Beschauerin sicher angetan, und nun wollte die Urenkelin es ihr nachmachen. Der Bedarf war vielleicht vorhanden. Denn dem größten Teil unserer Weiblichkeit ist ja angehängt seiner herzerweichenden Natürlichkeit das Vikante und Kokette abhandeln gekommen. Man hat bei den Männern durch die vielgerühmte Kameradschaft und Gleichberechtigung verloren. Also gibt es da etwas nachzuholen.

Aber nicht auf die Weise, wie sich die neue Mode jetzt auswirkt. Ich glaube, es genügt sich, daß man sich einfach so ein Zündhütchen kauft und es dort auf dem Kopfe verankert, wo es gerade am besten festhält. Meiner Ansicht nach muß die Geschichte geradezu studiert werden.

Das Waschenmühen, das zu jeder Gelegenheit paßt, das man in die Tasche stecken, zerknüllen konnte, auf das man sich auch im Walde draußen legen durfte, ohne seine Reize zu verlieren, war doch zu angenehm, und man hat sich daran gewöhnt, auch an seinen Sitz: Schief auf einem Ohr oder hinten auf dem Wirbel. Ist es da nicht naheliegend, daß man es mit dem Zügelhütchen genau so hält? Außerdem ist es ja jetzt wieder Mode geworden, daß man sich die halbhang gewachsenen Haare schneiden läßt, und so erscheint der Nacken mirklisch als der am besten der Bedeckung bedürftige Teil des Kopfes. Ob es schön aussieht, ist freilich eine andere Frage.

Nein, das Zündhütchen, besonders wenn es noch ein kleines Straußenfederchen aufzuweisen hat, muß wohl ein wenig mehr nach vorne gesetzt werden. Aber bitte, auch in dieser Beziehung nicht übertreiben! Sonst sieht die Herrenwelt nichts von den mit so großer Sorgfalt nachgezogenen oder gemalten Augenbrauen. Schief soll man sie meiner Ansicht nach auch nicht aufsetzen, denn sonst erweckt die Straußenfeder den Eindruck, als wollte die Trägerin eine Haubenleiche markieren oder als mache ihr der Schwanzschmuck des größten Laufvogels aus dem Ohr heraus. Die Wirkung ist dann nicht ganz die gewünschte pikante.

Dann mußte man eigentlich auch ein wenig Rücksicht auf die Haare nehmen. Wer einen Herrenschmuck trägt und dazu ein Zügelhütchen vorne auf der Stirn, der darf sich nicht wundern, wenn ihn die Leute angrinsen. Das sieht nämlich ein wenig danach aus, als hätte die betreffende junge Dame eine Perücke, und die

wäre ihr nach vorn auf die Augen gerutscht. Da soll sie lieber warten, bis die Haare wieder so lang gewachsen sind, daß sie sich Locken brechen lassen kann.

Denn Locken gehören nun einmal zum Zügelhütchen. Eine ganze Menge sagt: „Aber nicht an der Seite, sondern hinten im Nacken.“ Ein ganzes Badminton von zierlichen, gedrehten, getöhlten Locken. Auch auf dem Kopfe dürfen sie sein, sonst geht es den Damen wie jenem bedauernswerten Wesen, das kürzlich beinahe unter einen Kinderswagen geraten wäre, weil es stets nach oben schauen mußte, um das Hütchen, das dort auf einem Berg von Haaren hin- und hergeschwankte, vor dem Sturz zu bewahren. Klar, daß die betreffende junge Dame unter solchen Umständen nicht auf den weit weniger wichtigen Verkehr achten konnte.

Dann wage ich denjenigen unseren besseren Hälfen, deren Antlitz dem milden Vollmond oder einem leicht aus der Fassung geratenen Prekops gleich, den Vorschlag zu machen, auf die Krönung ihres erhabenen Hauptes durch ein Zügelhütchen ganz zu verzichten. Es könnte sonst aussehen wie ein Zündhütchen, das man auf eine zum Plagen bereitete Bombe aufgesetzt hat.

Zum Schluß erlaube ich mir, der geschätzten Weiblichkeit einen kleinen Wink zu geben, den ich der kürzlichen Unterhaltung mit einem Produzentenhändler verdanke. Der schneit nämlich meine ganzen fleißigsten Betrachtungen über die neue Futmode mit der Bemerkung ab: „Solche Filzbedeckung habe ich noch zu Tüchden unter den Lumpen liegen. Die habe ich damals bekommen, als sie hier alle zu Festnacht den gesicherten Lachel markierten.“ Ich glaube, er gibt sie billig ab.

Die Frau als — Hotelportier

Nicht etwa mit Schirmmütze und Treppenuniform tritt Ihnen der weibliche Hotelportier entgegen, „er“ ist eine Dame, und wenn Sie mit „ihm“ verhandeln, Ihre Wünsche vorbringen, so haben Sie das Gefühl, in der Tat mit einer wirklichen Dame zu sprechen. „Noch dazu mit einer, die rechte edle hausmütterliche Talente besitzt, für sorgfältige im besten Sinne. Auf die Persönlichkeit als solche wird es also immer ankommen bei der Frage zur Eignung zu diesem Frauenberuf. Aber gerade in Hotels mittlerer Größe mit Gästen aus gebildeten Kreisen haben heute schon eine ganze Reihe von Besitzern die allerbesten Erfahrungen mit weiblichen Portiers gemacht. In einem sehr bekannten in Potsdam z. B. ist eine Dame seit Jahren tätig. Buchführung muß sie beherrschen, denn sie führt das Journal. Je umfangreicher ihre Sprachkenntnis, desto leichter wird sie Stellung finden; denn ihre Haupttätigkeit ist der sogenannte Frontdienst, der Verkehr mit dem Publikum, die Zimmerverteilung und das Erteilen von Auskünften. Denn Gäste haben andauernd Fragen: Zugerbindungen, Dampfabfahrtszeiten, Autobuslinien. Schnell muß alles beantwortet werden können. Kursbuch und Stadtplan liegen dauernd zur Hand. Depeschen muß der weibliche Portier aufgeben, auch fremdsprachige nach dem Auslande, muß die Telephone bedienen, Fernverbindungen herstellen, Mietautos herbeiführen, Abgereisten Pakete nachschicken, Bestellungen annehmen.

Wir schicken Ihnen ein blondes Mädchen im roten Kleid. Sie bringt Ihnen alles, wonach Sie sich sehnen: Sonne und anregende Gedanken für „Ihre Her“ reise; Lust und Traulichkeit in Ihre Wohnung; Klarheit und Lösung für Ihre Toilettenorgen; Schwung und Leichtigkeit in Ihre Raune. Wie das? Sie hat Wilhelm Schäfer beschmoren und Werner Fiedler, zwei gute Kenner des Bodensees, die seinen besonderen Oktoberzauber in Betrachtung und Bild einfingen. Aus Fritz Hellmags lockt sie eine beachtliche Ausrüstung hervor zu den modernen Wohnstätten, zu Glasräumen und Metallmöbeln. Peter Scher geht ihr zur Seite und amüsiert sich über die nervösen Berliner, und Wilhelm v. Scholz gibt Ihnen ein moralisches Rätsel auf. Dann vertritt sie ihre Offenbarungen für die kommende Modelform: Für die Damen die brennenden Probleme: Welche Frau darf das Salonpyjama tragen? Seine Majestät der Handschuh; „Wie als Stoffe, Jäckchen oder Kragen als Abendhülle usw. Aber als letztes, Unentbehrliches: Die Inventaraufstellung für die gut angezogene Frau mit mittlerem oder kleinen Etat! Nehmen Sie Fühlung mit dem blonden Mädchen im roten Kleid! Vermittlung durch das Oktoberfest „die neue Linie“. Für 1. — Mk. in allen Buchhandlungen oder durch den Verlag Otto Beyer, Leipzig und Berlin.